

Zwischen Versen das Gedicht

Ich bin zwar auch „gelernter“ Germanist. Aber es gibt ein paar Gedichte, die ich nicht als Germanist anschauen, mit keiner „Kunst der Interpretation“¹ behandeln mag. Es kommen im Folgenden auch nicht Gedichte zur Sprache, die ich „auswendig“ kann, vielmehr solche die inwendig auf etwas weisen, das durch die Verse hindurch scheint: „Zwischen Versen das Gedicht“. Es gibt für mich einige solche Gedichte, und manchmal sind es auch nur ein paar Verse in einem Gedicht. Der eine Vers am Anfang von „Fleurs du mal“ von Baudelaire „- Hypocrite lecteur, - mon semblable, - mon frère“² gehört für mich dazu. Aber auch das ganz Andere Eichendorffs „Und hin und her im Tal / Erwacht die Nachtigall, / Dann wieder alles grau und stille“³. Und um das Verwirrende, was zwischen Versen, „wüsten“ sogar, in einer eigenartigen Plötzlichkeit mir auftauchen kann, nenne ich aus „The Love Song of J. Alfred Prufrock“ von T.S. Eliot auch noch die Verse: „in the room the women come und go / Talking of Michelangelo“⁴. Immer werde ich da auf ein Zwischen, auf eine tief greifende Störung der anscheinend „reissenden“ Geschichtszeit verwiesen, die mich bei jeder neuen Lektüre solcher Verse buchstäblich still stellt in einem Erschrecken vor einem ausdehnungslosen Punkt, einem punctum mathematicum der Geschichte, oder, zeitlich gesprochen, in einem Nu.

Ich möchte in diesem Text drei Gedichte so anzuschauen versuchen, eines von Celan, eines von Trakl, eines von Hölderlin.

*

Bei Wein und Verlorenheit, bei
beider Neige:

ich ritt durch den Schnee, hörst du,
ich ritt Gott in die Ferne - die Nähe, er sang,
es war
unser letzter Ritt über
die Menschen-Hürden.

Sie duckten sich, wenn
sie uns über sich hörten, sie
schrieben, sie
logen unser Gewieher
um in eine

¹ Emil Staiger, Die Kunst der Interpretation, Zürich 1955. Staigers Titel-Aufsatz im gleichnamigen Interpretationen-Band „Studien zur deutschen Literaturgeschichte“ ist für mich bis heute ein gültiger Versuch, für „Interpretation“ einen Diskurs über Literatur wissenschaftlich zu begründen. Ich habe bei Staiger promoviert und war während vier Jahren sein Assistent am Deutschen Seminar der Universität Zürich. In der vorliegenden Arbeit „interpretiere“ ich nicht im Staigerschen Sinn!

² Der letzte Vers im Gedicht „Au lecteur“, das Baudelaire seinen „Les fleurs du mal“ voran gestellt hat.

³ Im bekannten Gedicht Eichendorffs „Nachts“.

⁴ Aus „Prufrock and Other Observations“ (1917)

ihrer bebilderten Sprachen.⁵

Als ich das Gedicht zum ersten Mal las, liess ich mich beim Titelvers in eine Art lyrische-elegische Stimmung wiegen: „Wein“, „Verlorenheit“ verführen zu einer Lektüre in eine falsche Richtung. „Wein“ und „Verlorenheit“ klingen anders zusammen, als man meinen möchte: „bei *beider* Neige“. Wenn „Wein“ zur Neige geht, erwartet man das Ende einer Freude, eines Festes, einer Lust. Wenn gleichzeitig auch die „Verlorenheit“ zur Neige geht, weiss man in einem Nu nicht mehr, was zur Neige geht.

Die zweite Strophe erzählt von einem „Ritt“, einem „letzten“, über „Hürden“. Einer, der von sich „ich“ sagt, nennt das Reittier „Gott“ und behauptet, diesen hin-geritten zu haben. Wohin? „in die Ferne - die Nähe“. Wieder ein Vergleich des Unvergleichlichen. Im alltäglichen Diskurs ist die „Ferne“ nicht die „Nähe“ - entweder/oder! Aber auch kein „so wohl als auch“! Denn das Tier mit Reiter „ich“ ist nicht bloss metaphorisch gesprochen „ein Gott“, sondern Gott, und die Hürden sind nicht irgendwelche, sondern „Menschen-Hürden“. Gott mit dem Reiter „ich“ über Menschen hinweg?

Man könnte fragen, was ist mit Gott? Davon verraten die folgenden Verse nichts - oder fast nichts. Zur Sprache kommen die Menschen“, die offenbar „Hürden“ bilden: die „duckten sich“, die „hörten“ durchaus den Gott und den Reiter über ihnen, die „schrieben“, die „logen um“.

Und „Gott“? In der zweiten Strophe „sang“ er. In der dritten hören die, über die hingeritten wird, die Menschen, „Gewieher“. Entweder - oder? Entweder Gesang und schön oder erschreckendes „Gewieher“? Ein Pferd wiehert. Nicht nur; es heisst „unser Gewieher“; und es hiess schon in der zweiten Strophe „unser Ritt“, und es sei der „letzte“ gewesen, „unser letzter Ritt“ von „ich“ und „Gott“.

Es ist „Schnee“, Winter wohl, und „ich“ sagt, „hörst du“. Wer soll hören? Nicht Gott, aber auch wohl kaum, „sie“, die sich zu „Hürden“ zusammenfanden. Die haben alles schon „umgelogen“ „in eine ihrer bebilderten Sprachen.“ In einem anderen Text schuf Celan das Wort „Metapherngestöber“, das auch winterlich klingt. Sicher ist nur eines, dass in jeder Menschensprache, die den letzten Ritt, „unseren letzten Ritt“, zur Sprache brachten, „um gelogen“ wurde.

Sonst nichts als „Neige“, keine weitere Auskunft über ihren letzten Ritt, der immerhin von Celan, in ich-Form und wir-Form zur Sprache gebracht wurde? Es scheint so.

Im Gedicht, das in der „Niemandrose“ „Bei Wein und Verlorenheit“ folgt - und es war sicher Celan, der solche Folge wollte - scheinen wir in „Zürich, zum Storchen für Nelly Sachs“ die „Auskunft“ zu erhalten. Es sei „von Jüdischem, von deinem Gott“ die Rede gewesen. Und da steht dann:

Von deinem Gott war die Rede, ich sprach
gegen ihn, ich
liess das Herz, das ich hatte,
hoffen:
auf

⁵ Paul Celan, Die Niemandrose, Gedichte, Frankfurt 1963, S. 11 und 12

sein höchstes, umröcheltes, sein
haderndes Wort -

Dein Aug sah mir zu, sah hinweg,
dein Mund
sprach sich dem Aug zu, ich hörte:

Wir
wissen ja nicht, weisst du,
wir
wissen ja nicht,
was
gilt.

Weiss ich es jetzt, und was weiss ich? Dass Celan zu Nelly Sachs von ihrem Gott spricht, gegen ihn spricht, hofft „auf sein höchstes, umröcheltes, sein haderndes Wort“. Das ist „Theologie“, von ferne und nah, über den Gott der Nelly Sachs. Das ist interessant, berührend wohl, weil wir wissen können, dass in „Zürich, zum Storchen“ in beiden Biographien die Zeit nach der Shoa anwesend ist. Zentral ist, woran sich Celan erinnert, was er von Nelly Sachs zu hören bekam, dass sie beide - „wir“ heisst nur dieses „ich“ und dieses „du“ - , nicht wissen, „was gilt“. In einem anderen mit „Psalm“⁶ überschrieben Gedicht der „Niemandrose“ heisst es:

Niemand knetet uns wieder aus Erde und Lehm,
niemand bespricht unsern Staub.
Niemand.

Gelobt seist du, Niemand.
Dir zulieb wollen
wir blühn.
Dir
entgegen.

Ein Nichts
waren wir, sind wir, werden
wir bleiben, blühend:
die Nichts-, die
Niemandrose.

Man könnte diese Verse als eine A-Theologie bezeichnen, Verse, die eine der „bebilderten Sprachen“ brauchen, die sich vor dem einmaligen, panischen und winterlichen Erschrecken über nichts als „Neige“, über die totale Vergangenheit von Geschichte, weg „duckt“ mit einem Psalm wie eh - an niemand, gebetet, gesungen, gewiehert vielleicht, obwohl da „Gott“ ja dabei sein müsste.

Der frühere Celan der „Todesfuge“ hatte noch versucht, das Entsetzen („der Tod ist ein Meister aus Deutschland“) geschichtlich zu erinnern. In einem weiteren Gedicht der „Niemandrose“⁷ spricht er vom „Staubkissen Einst“, und: „das letzte / Wort, das euch ansah, / soll jetzt bei sich sein und bleiben“. Und: In den ersten zwei Versen versucht Celan, in eine Formel zu bannen, was

⁶ aaO. S. 23

⁷ aaO. S. 43

ein Gedicht lang dann zerbricht: „An niemand geschmiegt mit der Wange - / an dich, Leben“.

Das ist offenbar, eigengeschichtlich und weltgeschichtlich, nicht auszuhalten. „Bei Wein und Verlorenheit, bei beider Neige“ hält Gedicht zwischen Versen es aus.

*

Am 26. Juni 1913 schreibt Georg Trakl in einem Brief an Ludwig von Ficker, den Förderer und Verstehener seiner Dichtung, über sich selbst folgendes:

„Zu wenig Liebe, zu wenig Gerechtigkeit und Erbarmen, und immer zu wenig Liebe; allzuviel Härte, Hochmut und allerlei Verbrechen - das bin ich. Ich bin gewiss, dass ich das Böse nur aus Schwäche und Feigheit unterlasse und damit meine Bosheit noch schände. Ich sehne den Tag herbei, an dem die Seele in diesem unseligen von Schwermut verpesteten Körper nicht mehr wird wohnen wollen und können, an dem sie diese Spottgestalt aus Kot und Fäulnis verlassen wird, die nur ein allzugetreues Spiegelbild eines gottlosen, verfluchten Jahrhunderts ist.

Gott, nur einen kleinen Funken reiner Freude - und man wäre gerettet; Liebe - und man wäre erlöst.“⁸

Am 11. November desselben Jahre, ein knappes Jahr vor Trakls Tod in Krakau, an denselben Adressaten:

„Ich bin seit einer Woche in Wien. Meine Angelegenheiten sind ganz ungeklärt. Ich habe jetzt 2 Tage und 2 Nächte geschlafen und habe heute noch eine recht arge Veronalvergiftung. In meiner Wirrnis und all' der Verzweiflung der letzten Zeit weiss ich nun gar nicht mehr, wie ich noch leben soll. Ich habe hier wohl hilfsbereite Menschen getroffen; aber mir will es erscheinen, jene können mir nicht helfen und es wird alles im Dunklen enden.“⁹

Im selben Brief verlangt Trakl von Ludwig von Ficker, dass der Schlussvers seines Kaspar Hauser Liedes neu folgendermassen lauten müsse:

„Silbern sank des Ungeborenen Haupt hin“

Nur einen Tag später verlangt Trakl erneut eine Aenderung (die dann nicht in den veröffentlichten Text des Kaspar Hauser Liedes aufgenommen wurde)

„Eines Ungeborenen sank des Fremdlings rotes Haupt hin“

Das Wort „ungeboren“ wird in der letzten Zeile im letzten Gedicht Trakls, „Grodek“, auf verstörende Weise ein Ende in jeder Hinsicht signalisieren. Am 17. November 1913 reagiert Trakl auf eine Einladung Ludwig von Fickers:

„Vielen Dank für Ihre Einladung für eine Vorlesung in Innsbruck. Ich kann sie bestimmt annehmen, da ich ebenso bestimmt nicht in Wien, dieser Dreckstadt bleibe. Ich kehre vorbehaltlos wieder zum Militär zurück, d.h. wenn man mich noch nimmt.“¹⁰

⁸ Alle Trakl-Zitate nach der zweibändigen historisch-kritischen Ausgabe der Dichtungen und Briefe, herausgegeben von Walther Killy und Hans Szklenar. Band 1. der Ausgabe enthält die Texte, Band 2 den textkritischen Apparat. - Bd 1, S. 519

⁹ aaO S. 526

¹⁰ aaO S. 528

Ende November 1913, wieder in einem Brief an seinen Freund von Ficker, spricht er von einem „Gericht“, das über ihn „hereingeborchen“ sei und bittet: „Sagen Sie mir, dass ich nicht irre bin“.¹¹

„Das bin ich“, sagt Trakl schon im ersten der zitierten Briefe - und weiss, neben der gnadenlosen Selbstanklage, dass seine Biographie, gezeichnet von dem, was er selbst als „allerlei Verbrechertum“ bezeichnet, zu dem er seine Sucht-Getriebenheit und wahrscheinlich auch die wie auch immer „unerlaubte“ Beziehung zu seiner Schwester Gretel rechnet, und damit seine Dichtung „Spiegelbild“ ist „eines gottlosen und verfluchten Jahrhunderts“. Mit diesem zwanzigsten Jahrhundert, das der Historiker Hobsbawm, das „kurze“ und das „Zeitalter der Extreme“ zwischen 1914 und 1991¹² nennen wird, kollidieren 1914 Trakls privatesten Katastrophen. In zwei Briefen, an Karl Borromäus Heinrich und an Ludwig von Ficker, erwähnt er die „Fehlgeburt“, die seine geliebte Schwester in Berlin „gehabt hat, die mit ausserordentlich vehementen Blutungen verbunden war“. Diese fast groteske Sachlichkeit bekommt im Brief an den Freund von Ficker dann einen anderen Ton:

„Meine Schwester ist noch immer sehr leidend. Ihr Leben ist von einer herzerreissenden Traurigkeit und zugleich braven Tapferkeit, dass ich mir zuweilen sehr gering davor erscheine; und sie verdiente es wohl tausendmal mehr als ich, im Kreise guter und edler Menschen zu leben wie es mir in solch übergrossen Masse in schwerer Zeit vergönnt war.

Ich gedenke wohl noch etliche Tage in Berlin zu bleiben, denn meine Schwester ist den ganzen Tag allein und meine Gegenwart für sie doch von einigem Nutzen.“¹³

„Sagen Sie mir, dass ich nicht irre bin.“ Trakl weiss, dass nicht er es ist. Und obwohl gerade in dieser Zeit seine Dichtung Anerkennung findet¹⁴, übergibt er sich gleichsam nach dem Attentat von Sarajewo dem Wahnsinn der Geschichte. Das Gedicht „Im Osten“ ist zwar sicher vor den Entsetzen der Schlacht bei Grodek, vielleicht sogar noch in Innsbruck entstanden. In geradezu unheimlicher Prophetie weiss Trakl dichterisch, welchem Wahnsinn er begegnen wird:

Den wilden Orgeln des Wintersturms
Gleicht des Volkes finstren Zorn,
Die purpurne Woge der Schlacht,
Entlaubter Sterne.

Mit zerbrochnen Brauen, silbernen Armen
Winkt sterbenden Soldaten die Nacht.
Im Schatten der herbstlichen Esche
Seufzen die Geister der Erschlagenen.

Dornige Wildnis umgürtet die Stadt.
Von blutenden Stufen jagt der Mond
Die erschrockenen Frauen.
Wilde Wölfe brachen durchs Tor.

¹¹ aaO S. 530 - Der Brief ist wahrscheinlich Ende Novmeber 1913 an Ludwig von Ficker in Innsbruck geschickt worden.

¹² Der englische Original-Titel von Hobsbawms berühmten (und gleichsam noch in nachhinein prophetischen) Werks lautet „Age of Extremes. The short Twentieth Century 1914 - 1991“.

¹³ aaO S. 533 f - Der Brief an von Fricker ist datiert am 21. März 1914

¹⁴ Die Zeitschrift „Brenner“ veröffentlicht schon lange Dichtungen von Trakl. Karl Kraus hat den Dichter erkannt. Der Verleger Wolff in Leipzig veröffentlicht ein erstes Buch von Trakl...

Dabei könnte der erste Bericht von der Fahrt an die Front des Wahnsinns geradezu sorglos erscheinen:

„Heute geht es nach Galizien. In unserer ursprünglichen Bestimmungsstation hatten wir kaum eine Stunde Aufenthalt. Die Fahrt war ausserordentlich schön. Wir werden wahrscheinlich noch drei Tage auf der Bahn verbringen müssen.“¹⁵

Das Zitat stammt aus einem Brief im September 1914. Anfangs Oktober tönt es aus Limanowa (?) schon sehr anders:

„Wir haben vier Wochen angestrengtester Märsche durch ganz Galizien hinter uns. Seit zwei Tagen rasten wir in einer kleinen Stadt Westgaliziens inmitten eines sanften und heiteren Hügellandes und lassen uns nach all den grossen Ereignissen der jüngsten Zeit in Frieden wohl sein. Morgen oder übermorgen marschieren wir weiter. Es scheint sich eine grosse Schlacht¹⁶ vorzubereiten. Wolle der Himmel uns diesmal gnädig sein.“

Am 12. Oktober schreibt Trakl aus Krakau an Ludwig von Ficker:

„Ich bin seit fünf Tagen hier im Garns. Spital zur Beobachtung meines Geisteszustandes. Meine Gesundheit ist wohl etwas angegriffen und ich verfallte recht oft in eine unsägliche Traurigkeit. Hoffentlich sind diese Tage der Niedergeschlagenheit bald vorüber.“

Trakls „Geisteszustand“ ist keineswegs „irre“. Er hat es nicht ausgehalten, den vielen Verwundeten nach der Tage dauernden Wahnsinnsschlacht nicht helfen zu können. Kameraden hatten einen Selbstmordversuch verhindert. Von Ficker besucht ihn im Spital in Krakau und erinnert sich später, von Trakl eine „erste Fassung“ vom Gedicht „Grodek“ gehört zu haben. In einem Brief von 1956 an Walter Höllerer schreibt er unter anderem vom „breiter angelegten Schluss des Gedichtes Grodek“; dieser aber „hat sich leider nicht erhalten; es hat sich höchstens um eine Verkürzung von zwei, drei Versen gehandelt, die ich, erschüttert wie ich war, nicht im Gedächtnis behalten konnte.“¹⁷ Trakl sollte das Garnisonsspital bald verlassen können. Mit einem letzten Brief an Ludwig von Ficker schickt er die beiden letzten Gedichte „Klage“ und „Grodek“:

„Anbei übersende ich Ihnen die Abschriften der beiden Gedichte, die ich Ihnen versprochen. Seit Ihrem Besuch im Spital ist mir doppelt traurig zu Mute. Ich fühle mich fast schon jenseits der Welt.

Zum Schluss will ich noch beifügen, dass im Fall meines Ablebens, es mein Wunsch und Wille ist, dass meine liebe Schwester Grete, alles was ich an Geld und sonstigen Gegenständen besitze, zu eigen haben soll. Es umarmt Sie, lieber Freund innigst“

So wird unter dem Titel von „Grodek“ immer dieser verwirrende Hinweis stehen. Aber das Gedicht ist in jeder Hinsicht das Letzte vom Dichter. Er stirbt am 3. November 1914 um 21 Uhr nach einer Ueberdosis Kokain an einer Herzlähmung.

Grodek
2. Fassung

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne

¹⁵ Alle folgenden Briefzitate aaO S. 542 ff

¹⁶ Es war eine der ersten in diesem „ersten Weltkrieg“, der alle folgenden auf verheerende Weise „gleichem“ werden. Trakl hat diese erste genügt, um zu wissen, was den Menschen bevor stand!

¹⁷ aaO Band 2, S. 311

Düstrer hinrollt; umfängt die Nacht
 Sterbende Krieger, die wilde Klage
 Ihrer zerbrochenen Münder.
 Doch stille sammelt im Weidengrund
 Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt
 Das vergossne Blut sich, mondne Kühle;
 Alle Strassen münden in schwarze Verwesung.
 Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
 Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,
 Zu grüssen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
 Und leise tönen im Rohr die dunkeln Flöten des Herbstes.
 O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre
 Die heisse Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
 Die ungeborenen Enkel.¹⁸

Zu deuten gibt es an diesem grossen Text gar nichts. Nie hat Trakl deutlicher gesprochen. Nie vielleicht, ausser in späten Texten Hölderlins, „stellte“ kühnstes dichterisches Bild buchstäblich geschichtlichen Wahnsinn“fest“. „Schon jenseits“ und mit dem „Schatten der Schwester“¹⁹ wagt er im Gedicht, nicht das „Nichts“ privaten Scheiterns, sondern die „stolzere Trauer“, benennt den „gewaltigen Schmerz“, angesichts der „sterbenden Krieger“, der „wilden Klage ihrer zerbrochenen Münder“: Die ungeborenen Enkel.

*

In einem Brief von Anfang Januar 1801 an seinen Bruder Carl Gock, schreibt Hölderlin unter anderem folgendes:

„...Ich fühlte den ewigen Lebensmuth, der uns, voll liebenden Vertrauens, durch alle Perioden des Daseyns oft stillmahnend, oft in seiner vollen frohen Kraft hindurchführt, diesen Geist der Jugend und der Weisheit fühlte ich einmal wieder, recht, wie er erscheinen muss, wenn wir ihn erkennen sollen ...

Indess begnüge dich mit diesen flüchtigen Worten und nimm zum Abschiede die stille, aber unaussprechliche Freude meines Herzens in dein Herz - und lass sie dauern, bis sie nicht mehr so die einsame Freude von Freund und Bruder ist - du fragst mich welche?

Diese, theure Seele! dass unsere Zeit nahe ist, dass uns der Friede der jetzt im Werden ist, gerade das bringen wird, was er und nur er bringen konnte; denn er wird vieles bringen, was viele hoffen, aber er wird auch bringen, was wenige ahnden.

Nicht dass irgendeine Form, irgend eine Meinung und Behauptung siegen wird, diss dünkt mir nicht die wesentlichste seiner Gaaben. Aber dass der Egoismus in allen seinen Gestalten sich beugen wird unter die heilige Herrschaft der Liebe und Güte, dass Gemeingeist über alles in allem gehen, und dass das deutsche Herz in solchem Klima, unter dem Seegen dieses neuen Friedens erst recht aufgehen, und geräuschlos, wie die wachsende Natur, seine geheimen weitreichenden Kräfte entfalten wird, diss mein` ich, diss seh` und

¹⁸ aaO Band 1. S. 167

¹⁹ die sich 1917, nach mitten im Wahnsinn des Jahrhunderts, in Berlin erschossen wird.

glaub` ich, und diss ists, was vorzüglich mit Heiterkeit mich in *die zweite Hälfte meines Lebens* [kursiv M.Z.] hinaussehen lässt. ...“²⁰

Hölderlin weist ohne jeden Zweifel (und ohne es explizit auszusprechen) auf die eben beginnenden Friedensverhandlungen von von Lunéville hin. Am 9. Februar 1801 wird der Friedensschluss (auf Zeit) den Krieg der 2. Koalition gegen Frankreich beenden.²¹ Was Hölderlin seinem Bruder mitteilt, ist in einem sehr spezifischen Sinn politisch.²² Vor allem aber positioniert sich Hölderlin dem Bruder gegenüber „geistig“ in einem nur Hölderlin eigenen Sinn an dem geschichtlichen Ort, der geprägt ist von den revolutionären Ereignissen in Frankreich, und die, napoleonisch zwar, aber weiter auch in Deutschland Hoffnungen weckend, die deutschen „Verhältnisse“ zu tiefst und, wie Hölderlin 1801 noch hofft, für immer in Frage stellen würden. Eine Formulierung im Brief macht etwas besonders deutlich: „dass unsere Zeit nahe [Hervorhebung M.Z.] ist, dass uns der Friede jetzt [Hervorhebung durch Hölderlin] im Werden ist.“ Das darf man, bedenkt man die frühen revolutionären Gedanken Hegels, Schellings und Hölderlins im alten Tübinger Stift zu einem kommenden geistigen Reich Gottes, geschichtlich präzise eine „Nah-Erwartung“ nennen.

Hegel wird noch 1806, eben das Manuskript seiner „Phänomenologie des Geistes“ durch die Fronten an den Druckort geschickt habend, in Napoleon den „Weltgeist zu Pferd“ durch Jena reiten sehen. Hölderlin aber sieht nach 1802, vor allem nach der Rückkehr aus Bordeaux, nach dem Tod Diotimas, Susette Gontards, auch, seine „zweite Hälfte des Lebens“ radikal anders:

Hälfte des Lebens

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir! wo nehm` ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo

²⁰ Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente, hg. von D.E. Sattler, Band 9, S.101f - Ich zitiere die Hölderlin-Texte nach dieser zweiten Sattler-Ausgabe. Nach der grossen Frankfurter Ausgabe der Werke, die die Texte Hölderlins textkritisch mit vollkommen neuen editorischen Prinzipien festsetzte, hat Sattler es unternommen, in einer Ausgabe in zwölf Bänden sämtliche Werke, Briefe und überlieferten Dokumente in streng chronologischer Anordnung dem/der LeserIn zu präsentieren. Damit eröffnen sich noch einmal neue Möglichkeiten der Hölderlin-Lektüre. Der zweite Briefband der grossen Frankfurter Ausgabe ist noch nicht erschienen; so bin ich gezwungen, die Briefe in diesem Abschnitt nach der zweiten Sattler-Ausgabe zu zitieren.

²¹ Frankreich erhält linksrheinische Gebiete, auf die es schon früher Anspruch erhoben hatte, und erreichte die Anerkennung dreier Satellitenstaaten, der Batavischen, der Helvetischen und der Ligurischen Republik. Die deutschen Fürsten wurden für ihre Verluste links des Rheins durch den Reichsdeputationshauptschluss von 1803 entschädigt.

²² Ueber die politische „Position“ Hölderlins wird wohl noch Jahre gestritten werden unter der Fangfrage, war Hölderlin etwa „Jakobiner“. Die klug begründeten Vermutungen des französischen Germanisten Pierre Bertaux (Friederich Hölderlin, Frankfurt 1978) scheinen mir bis heute nicht obsolet zu sein. Was Dichter unter den Peripetien der Hölderlin-Biographie sich vorstellen können, liest man mit Gewinn in Scardanelli, *Hörspiel* von Stephan Hermlin und in Peter Weiss' Stück *Hölderlin* nach!

Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.²³

Dieser Text bedarf noch weniger als Trakls „Grotek“ einer „Deutung“. „Sprachlos“ ist Hölderlin in den dunkeln Jahren zwischen 1802 und 1804, während derer seine Umgebung, vor allem seine Mutter ihn nur noch als den „armen Sohn“ wahrnehmen kann, überhaupt nicht. Er treibt seine dichterischen Projekte - nicht nur die späten Gesänge, auch die Sophokles-Übersetzungen und die Reflexionen über dramatische Peripetie, Oden, Briefe - ins Unermessliche. In diese Fülle fällt dieses für mich vollendetste Gedicht Hölderlins überhaupt nicht vom Himmel, sondern ist, wie wir mit Sattlers Editionen nun wissen können, entstanden in der denkerisch-dichterischen Arbeit in und an der letzten, sich wieder einmal ins Dunkle „neigenden“²⁴ geschichtlichen Zeit. Ueber die Schönheit der ersten Strophe etwas anmerken zu wollen (über das rein Philologische ihres Entstandenseins hinaus) würde sie zerstören. Sie aber bleibt einzig in der von Hölderlin gnadenlos gedichteten Konfrontation mit dem „Weh mir!“. Die Fahnen haben offenbar nie aufgehört zu „klirren“ in winterlichem Wind - bis heute. Was dann 1806 mit dem Menschen Hölderlin geschah, möchte ich nicht der psychiatrischen „Deutung“, von der damaligen Authenriethschen Klinik bis zu heutigen Spekulationen, überlassen; dafür sind mir die spätesten Texte aus dem Turm am Neckar, die Hölderlin nicht mehr mit seinem Namen zeichnet und manchmal mit Datierungen jenseits des Jetzt versieht, zu luzid.

*

Während des Schreibens an diesem Essay wurde mir klar, dass meine Gedanken über das Gedicht um Aehnliches kreisen wie Walter Benjamin mit dem, was er manchmal „dialektischen Augenblick“ nennt. Benjamin erinnert in diesem Zusammenhang mehrmals daran, dass während revolutionärer Ereignisse in Frankreich Rebellen auf die Turmuhren geschossen hätten. Vielleicht halten Gedichte mit ihren Versen in einem Nu die Zeit ja bleibender an als Schüsse aus Gewehren auf Uhren, die immer von neuem und immer unerbittlicher ersetzt werden können.

Zürich, 11. Januar 2006

²³ aaO, Band 10, S. 237

²⁴ Natürlich spiele ich an auf das Celan-Gedicht, ohne die sehr viele härtere dichterische Diktion Hölderlins übersehen zu wollen!